

Regina Pietsch

HERBST HIMMEL



Eine Familiensaga aus dem Allgäu

PM

LAKEMAN
VERLAG

Für Bernd

Ebenfalls im PMLakeman-Verlag erschienen:

Sommerkinder

Eine Familiensaga aus dem Allgäu – Band 1

ISBN 978-3-9823727-8-5

Regina Pietsch

HERBST HIMMEL

Eine Familiensaga aus dem Allgäu

PM LAKEMAN
VERLAG

Impressum

1. Auflage 09/2025

© 2025 PMLakeman-Verlag, Römerberg

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag:

PMLakeman-Verlag, Peter Hildebrandt

Martin-Greif-Str. 42, 67354 Römerberg

E-Mail: info@pmlakeman-verlag.de

Website: pmlakeman-verlag.de

Umschlaggestaltung: Peter Hildebrandt

(nach einem Entwurf von Antonia Hentschel)

Coverschriften, Illustration und Karte: Antonia Hentschel

Bilderrahmen: iStock by Getty Images / The_Believer_art

Layout und Satz: Peter Hildebrandt

Lektorat: Lisa Joan Gabauer / Peter Hildebrandt

Korrektorat: Peter Hildebrandt

Druck und Bindung: Bookpress.eu / Polen

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige

Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche

Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9823727-9-2

Die »neue Zeit«	7
Entsetzen	28
Entschuldigungen	46
Trauer	68
Hochzeit	83
Realität	94
Musterungen	114
Feldpost	126
Neues Leben	148
Verhör	163
Die Rede	179
Benno	196
Neue Feinde	207
Krankheit	223
Unerwartete Gäste	245
Traurige Post	264
Kriegsalltag	277
Jakob	289
Flieger	294
Der Überfall	301
Heimkehr	315
Abschied	327
Herbsthimmel	331

Die »neue Zeit«

Mai 1933

Johannas Nerven lagen blank. Tagelang hatte sich ein Problem an das nächste gereiht, und dann hatte auch noch Martin bei ihr vorbeigeschaut, um ihr kurz und knapp mitzuteilen: »Die Kinder kommen.«

Bevor sie noch etwas fragen konnte, war er schon wieder zur Tür hinaus und auf dem Weg zurück zum Gruberhof. Johanna musste sich ob dieser Nachricht erst einmal festhalten. Das waren gute vier Wochen zu früh.

Lukas – Susannes und Martins zweites Kind – war im Februar 1932 zur Welt gekommen. Trotz der Eheprobleme war Susanne danach schnell wieder schwanger geworden.

Die dritte Schwangerschaft war von Anfang an von Komplikationen begleitet gewesen, sie musste sich oft schonen. Das war nicht einfach, denn die Augenerkrankung ihrer Mutter hatte sich verschlimmert, sodass sie selbst Hilfe benötigte.

So schleppte Susanne sich durch diese Schwangerschaft, weinte sich ab und zu bei Johanna aus und konnte sich nicht richtig freuen, als klar wurde, dass sie Zwillinge erwartete.

Nun stand also die Geburt bevor. Johanna sammelte Paul und Edith ein, da sie die beiden noch nicht allein im Haus lassen konnte. Für Georg, Berta und Luise, die bald aus der Schule kamen, legte sie einen Zettel bereit. Darauf schrieb sie, wohin sie ging, und gab Anweisungen für das Mittagessen.

Als sie im Gruberhof ankam, empfing sie eine aufgeregte Liese-

lotte, die Lukas auf dem Arm trug und Martin Junior an der Hand hielt.

Johanna übergab ihr auch Paul und Edith und eilte die Treppe hinauf, um nach Susanne zu sehen.

Josefine kam eine Stunde später dazu, und Johanna fand es gut, dass sie Susanne zu zweit unterstützen konnten.

Zwei Tage später war Johanna fix und fertig. Sie hatte kaum geschlafen. Nach unzähligen schweren Wehen hatte Susanne am Dienstagmorgen zwei leichte, gesunde Jungen zur Welt gebracht. Von den Strapazen der Geburt erschöpft, wollte sie die Kinder zunächst nicht sehen. Immer wieder weinte sie still, ihre Stirn glänzte fiebrig.

Martin hatte es zur gleichen Zeit vorgezogen, mit seinem Schwager Heinrich nach Friedrichshafen auf eine Landwirtschaftsmesse zu fahren.

Warum konnte er nicht einfach dableiben, fragte sich Johanna kopfschüttelnd. Aber so waren die Männer eben. Außerdem litt Martin immer noch unter Depressionen, er redete nur, wenn es unbedingt notwendig war, und lebte oft in sich zurückgezogen. Aber sie hatte auch noch keinen Mann kennengelernt, der anders dachte. Kinderkriegen war Frauensache. Die Männer wurden erst gerufen, wenn der Nachwuchs gewaschen und gewickelt war.

Zum wohl hundertsten Mal kühlte sie Susannes heiße Stirn mit einem feuchten Tuch, als sie hörte, dass ein Automobil rumpelnd auf den Hof fuhr. Sie ging zum geöffneten Fenster und sah Martin und Heinrich aussteigen.

»Er ist da«, sagte sie zu Susanne, winkte den beiden Rückkehrern zu und rief Martin entgegen: »Du hast zwei gesunde Buben! Komm schnell hoch, deine Frau wartet auf dich.«

Kurz darauf hörten sie polternde Schritte auf der Treppe. Atemlos betrat der frischgebackene Vater das Schlafzimmer und sank neben Susanne auf die Knie.

»Geht es dir gut?« Martin schaute sie mit großen Augen an.

Susanne nickte. »Na ja, es geht so.«

»Du stellst Fragen«, mischte Johanna sich ein. »Bleibst einfach zwei Tage lang fort, während deine Frau Zwillinge auf die Welt bringt.«

»Aber Mutter, die Landmaschinen«, stammelte Martin.

Johanna stemmte die Hände in die Hüften.

»Was kann es auf der Welt Wichtigeres geben als deine Kinder?« Doch als sie seinen zerknirschten Blick sah, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken. »Jetzt bist du ja da. Habt ihr euch schon Gedanken gemacht, wie die Kinder heißen sollen?«

Martin wirkte überfordert. »Also ich weiß nicht –«

»Aber ich weiß es«, fiel Susanne ihm ins Wort. »Ich will, dass der Erstgeborene Friedrich heißt, und den Zweiten nennen wir Bernhard – nach den Brüdern meiner Mutter, die im Krieg geblieben sind.«

Johanna lächelte. »Da wird sich Lieselotte aber freuen. Ich mache mich jetzt auf den Heimweg.«

Während sie die kurze Strecke nach Hause marschierte, genoss sie die frische Mailuft in vollen Zügen. Jetzt erst merkte sie ihre Müdigkeit. Obwohl das Haus seit Jakobs Auszug im letzten Sommer, als er eine Malerlehre in Kreuztal begann, so leer war wie noch nie, gab es immer noch mehr als genug zu tun. Vielleicht sollte sie mit Karl darüber reden, Frieda oder Maria wieder zurück ins Haus zu holen. Die Hilfe könnte sie gut gebrauchen, zumal sie befürchtete, dass sie Susanne in Zukunft mehr als bisher würde unterstützen müssen.

Johanna saß in der Kirche zwischen Martin und Karl und verfolgte den Taufgottesdienst für Friedrich und Bernhard. Sie beugte sich leicht vor und fing Susannes Blick auf, aus dem die Müdigkeit einer jungen, überforderten Mutter sprach. Sie nickte ihr aufmunternd zu, um dann wieder Benno und Erwin zu beobachten, die als Taufpaten mit kerzengerade durchgedrücktem Rücken neben Susanne saßen und jeweils ein Baby auf dem Arm trugen.

Klara und Anton Fröhlich waren nicht in der Messe gewesen. Auf dem Kirchhof ging Johanna auf Karl zu, der in ein Gespräch mit Siegbert Hellmann vertieft war.

»Karl, hast du Klara und Anton gesehen?«, fragte sie in eine Pause hinein.

Er beachtete sie kaum. »Was? Nein, habe ich nicht.« Dann wandte er sich wieder Siegbert zu.

Johanna ärgerte sich über sein unfreundliches Verhalten. Gut, dass er nach der Kirche wie üblich zum Frühschoppen gehen würde. Dann hatte sie noch etwas mehr Zeit, sich von dem morgendlichen Streit zu erholen.

Sie war einmal mehr nicht auf Karls Zärtlichkeiten eingegangen, da sie sich nach ihren Berechnungen mitten in den fruchtbaren Tagen befand. Bisher hatte er zwar genervt reagiert und zwei Tage die beleidigte Leberwurst gespielt, war danach aber wieder der gewohnt ruhige, verlässliche Ehemann gewesen. Heute jedoch hatte er ihr aufbrausend unterstellt, dass sie ihm mit ihrer Verweigerung schaden wolle.

»Wahrscheinlich bereust du es, mich geheiratet zu haben. Deshalb machst du mir jetzt absichtlich das Leben schwer«, warf er ihr vor.

Johanna schnappte nach Luft. »Was unterstellst du mir? Du solltest mich nach all den Jahren gut genug kennen, um zu wissen, dass ich die Entscheidung für dich und deine Familie ganz bewusst getroffen habe.«

Er schnaubte und schaute sie mit einem zweifelnden Blick an.

»Wenn du mir nicht glaubst, dann kann ich dir auch nicht helfen.«

Karl schob seine Bettdecke zur Seite und wandte sich ihr zu. »Ich weiß halt nicht, was ich denken soll, Johanna. Ich bin *dein* Mann und habe ein Recht darauf, das weißt du genau. Und diese Tagezählerei geht mir gewaltig auf die Nerven.«

Johanna lachte wider Willen auf. »Recht, Recht, ich höre nur

von *deinen* Rechten. Und was ist mit mir? Habe ich etwa keine Rechte?«

Er machte eine herablassende Handbewegung. »Ach was, jetzt komm mir nicht mit *deinen* Rechten! Es ist nicht richtig, dass du dich verweigerst. Ganz einfach.«

»Für euch Männer ist das natürlich einfach«, erwiderte Johanna lauter werdend. »Aber im Kindbett das Leben verlieren, das müssen wir dann erleiden. Denkst du überhaupt nicht daran?« Sie verzichtete darauf, Theresias Namen zu nennen.

Er machte eine Pause, bevor er antwortete. »Wir sind alle in Gottes Hand, ob im Kindbett oder anderswo. Deshalb verstehe ich deine Angst nicht.«

Johanna schnaubte ungeduldig. »Dann verstehst du's halt nicht, dann kann ich dir auch nicht helfen. Aber du *willst* es auch gar nicht verstehen! Habe ich recht?«

In seinem Blick lag etwas Lauerndes, das ihr Angst machte. »Wenn du denkst, ich bin dumm, dann kannst du mir das auch gleich hier ins Gesicht sagen.«

»Karl, ich –«

Er drehte sich um und schwang die Füße auf den Boden.

»Lass es einfach, Johanna, lass es. Irgendwann will auch ich nicht mehr.«

Mit diesen Worten verließ er das Schlafzimmer.

An diesem Sonntag brachte Karl traurige Neuigkeiten vom Stammtisch mit nach Hause.

Johanna war seine Anspannung sofort aufgefallen. Da er beim Mittagessen nur das Notwendigste gesprochen und ihre fragenden Blicke ignoriert hatte, vermutete sie, dass die Neuigkeiten nicht für die Ohren der Kinder bestimmt waren.

Am Nachmittag setzte er sich neben sie auf die Bank im Hof. Es war ein Maitag wie aus dem Bilderbuch. Blaue Schäfchenwolken schmückten den strahlend blauen Himmel und die Blüten der ersten Frühlingsblumen schaukelten lustig im sanften, warmen Wind.

Johanna verdrängte die Erinnerung an den Streit vom Morgen, streckte die Beine aus und versuchte, sich zu entspannen.

Sie blieb zunächst still und hörte auf seinen schweren Atem. Nach einer Weile wandte sie sich ihm ungeduldig zu.

»Was ist denn, Karl? Mach es nicht so spannend! Du hast doch etwas auf dem Herzen! Das merke ich doch.«

Er schaute noch eine Weile ins Leere. Dann sagte er kurz: »Der Anton hat sich umgebracht, erhängt in der Scheune.«

Johanna erstarrte. »Was? Was ist passiert?«

Karl nickte. »Ja! Der Friedel und der Sepp haben es heute erzählt. Sie haben in den letzten Tagen gemeinsam das Vieh vom Fröhlichhof versorgt.«

Johanna wollte es immer noch nicht verstehen. »Aber Karl! Das ist doch nicht möglich.«

»Doch, Johanna, ich weiß gar nicht, was ich denken soll. Wie konnte Anton nur so etwas tun?«

»Was haben Friedel und Sepp denn erzählt? Und was ist mit Klara?« Die Angst um ihre Freundin legte sich wie eine Schlinge um ihr Herz.

Karl atmete schwer. »Der Friedel hat sich am Donnerstagnachmittag gewundert, dass die Kühe muhend am Gatter standen, als er mit der Kutsche vorbeifuhr. Er ist auf den Hof gefahren und hat gerufen. Als niemand reagierte, ist er in die Scheune gegangen.«

Johanna wagte nicht, seinen Redefluss zu unterbrechen.

»Dort hat er Anton gefunden, aufgehängt am Balken.« Er seufzte und wischte sich Tränen aus den Augen.

Johanna wusste, dass Anton für Karl genauso wichtig gewesen war wie Klara für sie.

»Und wo war Klara?«, fragte sie vorsichtig.

»Auch in der Scheune. Sie lag am Boden, als der Friedel sie fand. Sie war nicht ansprechbar, also hat er die Ambulanz gerufen. Die hat sie nach Wangen ins Krankenhaus gebracht.« Er fixierte einen Punkt in der Ferne.

»Ach du liebe Zeit! Das ist ja schrecklich! Klara ging es ja die

ganze Zeit schon schlecht, und dann muss sie ihren Mann so finden ...«

Johanna fehlten die Worte, und einen Moment lang saßen beide schweigend nebeneinander. Sie schüttelte verzweifelt den Kopf und dachte an die vergangenen Jahre zurück, in denen sie versucht hatte, Klara in der schweren Zeit eine Stütze zu sein.

Nachdem Gustav im Februar 1932 bei einer Wirtshausschlägerei in Lenzhofen ums Leben gekommen war, hatte Anton mehr getrunken als je zuvor. Johanna und Karl kritisierten zwar sein Verhalten, hatten aber auch Verständnis für seinen Kummer. Gustav war der einzige Sohn gewesen und hätte den Hof übernehmen sollen.

Klara verfiel nach seinem Tod in eine tiefe Depression. Johanna bemühte sich, sie trotz aller Belastungen regelmäßig zu besuchen, und war bestürzt darüber, wie sich der Hof und der Haushalt nach und nach veränderten.

Sie musste machtlos mit ansehen, wie ihre Freunde sich immer mehr abkapselten. Anton musste einen Teil des Milchviehs verkaufen, um den Hof allein bewirtschaften zu können. Klara entließ die Magd und vernachlässigte den Haushalt.

Karl räusperte sich. »Wir haben ja gewusst, dass die beiden Probleme haben ...«

Johanna nickte. »Ja, seit der Gustav umgekommen ist, war halt nichts mehr wie vorher. Wie soll eine Mutter einen solchen Verlust verkraften?«

Sie sandte ein stummes Gebet für Klara und Anton zum Himmel. Gern hätte sie sich schutzensuchend an Karl gelehnt, doch sie saßen noch immer mit etwas Abstand nebeneinander.

»Karl«, seufzte sie schwer, »was hätten wir denn tun können? Warum hat er das getan?«

Die immer gleichen Fragen kreisten in ihrem Kopf. Karl seufzte ebenfalls, er hatte Tränen in den Augen.

»Ich glaube nicht, dass wir hätten verhindern können, was jetzt passiert ist. Du hast doch selbst immer gesagt, dass Klara und

Anton dir gar nicht mehr zugehört haben, wenn du mit ihnen gesprochen hast. Und unser Pfarrer hat ja auch alles versucht.«

Johanna schüttelte den Kopf. »Trotzdem, ich kann das nicht so einfach abtun, dass –«

Karl unterbrach sie: »Du weißt ganz genau, dass ich die Sache nicht einfach so abtue. Anton war schließlich mein Freund. Wir haben auf der gleichen Schulbank gesessen und die Erstkommunion nebeneinander empfangen.« Seine Stimme klang verärgert. »Aber ich weiß, du hast dich sehr oft um Klara und Anton bemüht. Du hast getan, was in deiner Macht stand. Die beiden wollten einfach keine Hilfe annehmen, so muss es gewesen sein.«

Für ihn war das Gespräch damit beendet. Er stand auf und ging nach vorn zur Hofeinfahrt. Dort blieb er stehen und schaute die Straße hinauf und hinunter. Seine Haltung verriet ihr, dass er schwer damit kämpfte, seine Gefühle unter Kontrolle zu bringen.

Oktober 1933

Es war einer dieser milden, sonnigen Oktobersonntage, an denen Johanna nach dem Mittagessen gern ein paar ruhige Minuten genoss. Heute allerdings befand sie sich in der voll besetzten Wirtsstube des Gasthauses Rössle und hatte Mühe, Edith und Paul ruhig zu halten. Schon den ganzen Tag stritten die beiden unaufhörlich um alles und jedes. Sie hatte gehofft, dass der Ortswechsel die beiden Streithähne voneinander ablenken würde, aber Paul genoss sein Publikum und zeigte allen, wie deutlich er seiner kleinen Schwester überlegen war.

Karl lehnte am Tresen und war in ein Gespräch vertieft; von ihm war heute keine Unterstützung zu erwarten. Am Samstagabend hatte es wieder einmal einen heftigen Streit gegeben, weil Johanna nicht bereit gewesen war, mit ihm zu schlafen. Nach wie vor tat er sich schwer damit, sie zu verstehen. Aber sie war sechsundvierzig Jahre alt, sie hatte immer noch ihre Monatsblutung und war somit in der Lage, ein siebtes Kind zu bekommen.

Meist endeten die Diskussionen damit, dass Karl ihr demonstra-

tiv den Rücken zukehrte. Gestern Abend hatte er sich so in seine Enttäuschung hineingesteigert, dass er wütend und laut geworden war. Sie hatte Angst gehabt, die Kinder könnten wach werden. Kurz hatte sie befürchtet, er würde handgreiflich werden. Zum Glück war es nicht so weit gekommen. Seitdem strafte er sie jedoch mit einem eisigen Blick.

Kilian, Ellas Mann, nestelte nervös an seiner neuesten Errungenschaft, einem Volksempfänger, herum. Reichskanzler Adolf Hitler würde heute sprechen, und der geschäftstüchtige Kilian hatte beschlossen, einen Volksempfänger zu kaufen.

Er hoffte darauf, dass die interessierten Dorfbewohner künftig regelmäßig die Nachrichtensendungen bei ihm im Gasthaus verfolgen würden. Erwin versuchte, Kilian zu unterstützen, obwohl er keine Ahnung davon hatte, wie dieses Gerät funktionierte.

Er platzte fast vor Stolz über seine in jeder Hinsicht gelungene Überraschung. Johanna und Karl hingegen hätten gern darauf verzichtet.

Erwin saß auf der Bank vor dem Haus, als sie am Sonntagmorgen mit den Kindern vom Gottesdienst nach Hause kam. Er sprang auf und lief ihnen entgegen.

»Mutter, schau! Ich wollte euch überraschen und meine neue Uniform vorführen.« Breitbeinig stand er mitten im Hof und stemmte mit stolzem Blick die Hände in die Seiten.

Johanna meinte, es müsse sie der Schlag treffen. Sie brauchte ein paar Sekunden, um ihre Gesichtszüge in den Griff zu bekommen. Erwin trug die Uniform der Hitlerjugend.

»Wie kommst du denn dazu?«, fragte sie irritiert und breitete die Arme aus. »Willkommen, ich freue mich, dass du uns besuchst.«

Die Kinder standen mit offenen Mündern um ihren Bruder herum. Berta zupfte an dem schwarzen Halstuch. »Warum hast du denn sowas? Habt ihr keine Krawatte für eure Uniform?«

Erwin schnaufte verächtlich. »Du hast natürlich keine Ahnung, Schwesterlein. Das ist doch keine Ausgehuniform. Wir sind keine feinen Pinkel, die nur in den Stuben sitzen. Wir gehen raus in die Natur, wir machen Sport und lauter tolle Sachen!« Er wurde immer lauter, und die Mädchen blickten voller Achtung zu ihm auf.

»Erwin, woher sollen deine Geschwister das denn wissen?«, wies Johanna ihn zurecht. »Nun benimm dich mal nicht so überheblich.«

»Mutter, ich will auch so eine Uniform«, sagte Georg, der seinen Bruder mit bewundernden Blicken umkreiste.

»Ich auch«, rief Paul und hüpfte aufgeregt auf und ab.

Johanna schüttelte den Kopf. Der Schock über den nicht mit ihr besprochenen Eintritt in die HJ saß tief.

»Ich glaube kaum, dass unsere Haushaltskasse so etwas hergibt. Aber das müssen wir jetzt nicht entscheiden. Es ist Zeit, sich um das Mittagessen zu kümmern. Satt wollen wir schließlich alle werden.«

Mit diesen Worten ging sie zur Haustür. Als sie kurze Zeit später allein in der Küche war, stützte sie sich am Herd ab und atmete tief durch. Was würde Karl wohl dazu sagen?

Beim Mittagessen drehte sich das Gespräch ausschließlich um Erwins Beitritt zur HJ.

»Mein Meister weiß alles über Hitler und seine Partei«, erklärte er mit vollem Mund. »Der lobt ihn, wo er nur kann. Ruckzuck sind die Arbeitslosen weg, sagt er. Der Hitler weiß, wie man sowas macht!«

Johanna legte ihr Besteck zur Seite und sah Erwin eindringlich an. »Mag ja sein, dass Adolf Hitler die richtigen Ideen hat, um unsere Wirtschaft anzukurbeln. Aber deswegen musst du doch nicht gleich in die Hitlerjugend eintreten!«

»Ach Mutter, du verstehst das nicht. *Alle* jungen Leute sind in der HJ!«

»Und wo hast du das Geld für die Uniform her?«, fragte Karl.

Erwin schaufelte sich zuerst den Mund mit Rotkraut voll, etwas

Soße lief über sein Kinn. Dann schluckte er schwer, bevor er antwortete: »Das Geld hat mir der Meister vorgestreckt. Ich kann es vom Lehrgeld abstottern. Deshalb kann ich bis Ostern nichts an euch abgeben.«

Karl wurde laut. »Erwin, wie kannst du sowas machen, ohne mit uns darüber zu sprechen? Du bist noch minderjährig. Wie kannst du dich so einfach darüber hinwegsetzen? Deine Mutter und ich, wir wären sicher nicht einfach so damit einverstanden gewesen.«

Erwin grinste seinen Vater an. »Vater, ich bitte dich. Hitler baut ein neues Deutschland. Da braucht er die Jugend. Meinst du, es interessiert ihn, was du denkst?«

Johanna schnappte nach Luft ob dieser Frechheit.

Nachdem die Diskussion noch einige Zeit hin und her gegangen war, einigten sie sich darauf, die Sache erst einmal so hinzunehmen. In ein paar Wochen oder Monaten würde sich die Gelegenheit ergeben, das Thema noch einmal in Ruhe anzugehen und Erwin zu einem Austritt aus der HJ zu bewegen.

Sobald Erwin mitbekam, dass am Nachmittag im Gasthaus Rössle Hitlers Rede übertragen werden sollte, war er Feuer und Flamme.

»Das muss ich morgen unbedingt meinem Meister erzählen, der glaubt das nicht!« Jetzt stand er neben Kilian. Seine Augen funkelten vor Vorfreude.

Er erwiderte Johannas Blick und lächelte breit. Er war glücklich. Sie wollte ja, dass ihre Kinder glücklich waren. Aber doch nicht wegen einer Uniform!

Mit schweren Beinen stand Johanna auf, um Edith und Paul zu ermahnen.

»Wenn es jetzt keine Ruhe gibt, dann gehen wir sofort nach Hause. Ich sage das nicht noch einmal!«

Die Kinder wussten, dass es im Hause Feldle keine leeren Drohungen gab. Paul drehte sich wortlos um und setzte sich mit einem Schmollmund auf einen freien Stuhl. Edith hatte die kurze Zeit

genutzt, ein paar Tränchen zu produzieren und holte gerade Luft, um lautstark zu protestieren.

Johanna konnte sich denken, dass nicht nur Paul Schuld an der Streiterei hatte. Ihre Jüngste war inzwischen sehr gut darin, die älteren Geschwister zu piesacken.

Energisch hob sie die Hand. »Schluss damit! Entweder hört das jetzt auf, oder wir gehen. Du kannst es dir aussuchen.«

Sie setzte sich wieder, und Edith kam kurz darauf zu ihr und schaute sie mit einem Blick an, der das härteste Eis zum Schmelzen brachte.

Unwillkürlich schmunzelte Johanna. »Na, komm her. Du kannst auf meinem Schoß sitzen und wir hören uns die Rede vom Reichskanzler zusammen an.«

Zum Glück war Berta mittlerweile ein verständiges Kind, das sich zu benehmen wusste. Und um Luise musste sie sich auch nicht kümmern, da diese meist wie eine Klette an Berta hing und versuchte, deren Verhalten zu imitieren. Berta genoss die Aufmerksamkeit und spielte gern die Rolle der großen Schwester.

Nun rauschte und zischte es laut aus dem schwarzen Kasten. Die Gespräche der Anwesenden wurden leiser. Johanna war gespannt, was der neue Mann an der Spitze des Deutschen Reiches zu sagen hatte. Erwin hatte bei seinen bisherigen Besuchen immer Neuigkeiten aus der Möbelschreinerei mitgebracht. Der Chef war bereits NSDAP-Mitglied und informierte seine Mitarbeiter ständig voller Begeisterung über die aktuellen Pläne der neuen Regierung.

Johanna und Karl hatten sich unter vier Augen über die neue politische Richtung unterhalten. Beide sahen dieser »neuen Zeit« mit Zurückhaltung entgegen. Natürlich gab es auch in der Gemeinde schon einige Freunde und Nachbarn, die nur Positives vom neuen Reichskanzler und seiner Politik zu berichten wussten. Bei ihnen beiden erzeugten die Parolen der NSDAP jedoch eher Unsicherheit und Verwirrung. Heute wollten sie sich anhören, wie der Reichs-

kanzler sich die Zukunft des Landes vorstellte. Vielleicht würde die Rede Klarheit bringen.

Um 15 Uhr klatschte Kilian in die Hände, und aus dem Volksempfänger erschallte laute Musik. Ein Männerchor sang mit kräftigen Stimmen ein Lied, das sie noch nie gehört hatte.

Kilian schaute mit stolzem Blick in die Runde. »Das war das Horst-Wessel-Lied«, rief er laut, als der Chor geendet hatte.

Johanna blieb keine Zeit, sich Gedanken über das Gehörte zu machen, denn nach einem kurzen Rauschen ertönte die Stimme von Adolf Hitler. Kraftvoll sprach der Reichskanzler davon, das deutsche Volk zu neuem Ruhm und Ehre zu führen. Die deutsche Rasse sei von Natur aus zum Führen bestimmt und werde ihren angestammten Platz an der Spitze der Welt wieder zurückerobern. Jeder Mann und jede Frau sei verpflichtet, an diesem Plan mitzuarbeiten.

So ging es eine gute Stunde lang weiter, und Johanna schwirrte bald der Kopf. Was waren das für Reden? Und was war das für ein Lied, das von Sturm und Kampf sprach, von braunen Reihen die dicht geschlossen über Straßen marschierten? Als Hitler geendet hatte, standen einige der Zuhörer auf und applaudierten, andere hoben den rechten Arm zum deutschen Gruß. Erwin war auch dabei.

Johanna erhob sich und sah zu Karl hinüber, der immer noch am Tresen stand. Er bemerkte ihren Blick und kam auf sie zu.

»Karl, lass uns nach Hause gehen. Mir reicht, was ich gehört habe«, sagte sie leise.

Er tätschelte ihr jovial den Arm. »Du kannst ja schon gehen, ich bleibe noch etwas. Ich will hören, was der Siegbert und der Kilian über den Hitler zu sagen haben. Und auf den Erwin will ich auch noch ein Auge haben.«

Johanna schüttelte zweifelnd den Kopf. »Wenn du meinst. Ich nehme die Kleinen aber schon mit. Georg kann ja mit dir nach Hause kommen.«

Georg, der sich mit seinen bald dreizehn Jahren schon richtig erwachsen fühlte, hatte die Zeit genutzt, um der elfjährigen Margarete schöne Augen zu machen. Er war jedoch auf wenig Gegenliebe gestoßen.

Kurze Zeit später war Johanna froh über die frische Oktoberluft und atmete tief durch. Edith hüpfte an ihrer Hand neben ihr her. Berta und Luise folgten ihnen und mit etwas Abstand.

»Mutter, ich will das Lied singen.«

Johanna wandte sich ihr zu. »Welches Lied meinst du, mein Schatz?«

»Das Lied, das die Männer gesungen haben. Das war schön laut«, kam die prompte Antwort.

Und Paul, der seinen Dauerstreit mit Edith anscheinend vergessen hatte, stimmte ein. »Ja, Mutter, das Männerlied singen wir.«

Johanna erschrak. Nein, dieses Lied würde sie ihren Kindern nicht beibringen. Sie überlegte kurz. »Ach Kinder, ich habe mir den Text nicht merken können. Lasst uns etwas anderes singen. Das Lied mit den Chinesen, das ist doch lustig.«

Nach kurzer Diskussion ließen sich die Kinder darauf ein. Etwas atemlos stimmte sie *Drei Chinesen mit dem Kontrabass* an, und die Kinder fielen voller Begeisterung mit ein.

Ein paar Tage später stand Johanna im Foyer des Wangener Krankenhauses und wartete auf eine Schwester, die sie zu Klara Fröhlich bringen sollte. Das Gespräch mit Karl über das Schicksal ihrer Freunde hatte sie so aufgewühlt, dass sie nächtelang kaum schlafen konnte. Mit der Zeit beruhigte sie sich, indem sie sich einredete, dass Klara im Krankenhaus gut aufgehoben sei. Dann kamen Sommer und Herbst mit tausenden Aufgaben und Pflichten in Haus und Garten.

Erika hatte mit ihren Töchtern im August eine Woche bei ihnen verbracht und die Gedanken an Klara waren in den Hintergrund gerückt.

Doch dann brachte Siegbert, der in letzter Zeit öfter in Wangen bei Zusammenkünften der NSDAP war, Neuigkeiten mit. Bei der letzten Versammlung hatte er einen Bruder von Anton Fröhlich getroffen. Dieser berichtete, dass Klara bald in eine Anstalt verlegt werde. Ihr Zustand sei nach wie vor schlecht und sie spreche nicht mehr. Wahrscheinlich würde man sie für geistig nicht zurechnungsfähig erklären, wodurch der Hof auf die beiden Brüder von Anton übertragen werde.

Die Sorge um ihre Freundin Klara und das schlechte Gewissen, sich in den letzten Monaten nicht um sie gekümmert zu haben, trafen Johanna mit voller Wucht. Sie beschloss, ihre Freundin zu besuchen und hoffte, eine Klara vorzufinden, die sich entgegen Siegberts Schilderungen langsam erholen und einen Weg finden könnte, mit diesem unvorstellbaren Schicksal zurechtzukommen.

Karl war nicht begeistert davon, für die Bahnfahrt Geld auszugeben, das dann in der Haushaltskasse fehlte. Aber Johanna setzte sich durch. Josefine übernahm für den Tag den Haushalt, und Johanna machte sich auf den Weg in das für sie mittlerweile fremde Wangen.

Als sie aus dem Bahnhofsgebäude trat, fühlte sie sich von den vielen Menschen fast überrollt. Sie dachte daran, dass es ihr daheim auch oft zu laut war, wenn alle Kinder gleichzeitig aktiv waren.

Sie lächelte und beschloss, künftig dankbarer zu sein für die Stille, die das ländliche Umfeld bot. Wenn der Lärm von den Kindern kam, dann war das doch ein gutes Zeichen: Allen ging es gut, sie waren gesund und voller Tatendrang.

Sie sandte ein kurzes »Vater ich danke dir« gen Himmel, dann machte sie sich zu Fuß auf den Weg zum Krankenhaus. Es war nicht weit, und nach einer halben Stunde stand sie vor dem Eingangsportäl. Sie hätte schneller sein können, aber je näher sie dem Krankenhaus kam, desto langsamer wurden ihre Schritte. Was würde sie erwarten?

Mit klopfendem Herzen meldete sie sich am Empfangsschalter an. Die diensthabende Schwester musterte Johanna kritisch und suchte dann in der Patientenliste nach Klaras Namen.

»Da ist sie, Klara Fröhlich, Station 7. Aber dort können Sie nicht einfach so hineingehen. Ich werde telefonieren und Sie abholen lassen.«

Ohne Johanna eine Chance für eine Rückfrage zu geben, nahm sie den Telefonhörer und wählte. Es dauerte eine Weile, bis am anderen Ende abgenommen wurde und sie die Besucherin für Patientin Klara Fröhlich ankündigen konnte. Konzentriert lauschte sie, legte dann auf und wandte sich erneut Johanna zu. »Meine Kollegin sieht zuerst nach, ob Frau Fröhlich wach ist. Sie wird sich gleich wieder melden. Falls ein Besuch möglich ist, werden Sie abgeholt. Sie können dort drüben warten.«

Mit einer ungeduldigen Geste deutete sie auf eine Sitzgruppe aus unbequem aussehenden Holzstühlen.

Johanna war verwirrt. Was um alles in der Welt war Station 7? Und warum durfte man dort nicht einfach hineingehen? Ihre Unruhe wuchs, Hinsetzen kam nicht infrage. Voll innerer Ungeduld stellte sie sich an ein Fenster und sah hinaus auf den Krankenhausgarten, in dem die Bäume sich im herbstlichen Kleid zeigten.

Nach einer Weile kam eine freundlich wirkende Schwester auf sie zu. »Sie sind Frau Feldle und möchten Frau Fröhlich besuchen?«

Johanna nickte und versuchte, sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen. »Ja – ich hoffe, dass das möglich ist.«

»Sie haben Glück, heute ist sie zumindest wach.«

Ohne weitere Erklärungen wandte sich die Schwester um und lief los. Johanna folgte ihr rasch in Richtung Treppenhaus. Es roch durchdringend nach Reinigungsmitteln, und sie war froh, dass sie nur bis zum ersten Obergeschoss gehen musste. Dort ging sie einen langen Korridor entlang, an dessen Ende eine Tür mit der Aufschrift *Station 7* versehen war. Johanna starrte nervös auf das Schild, ihre Schritte hallten; die Schuhe der Schwester quietschten auf dem blank gewienerten Linoleumboden.

Vor der Stationstür hantierte die Schwester mit einem großen Schlüsselbund und öffnete. Nachdem sie die Tür passiert hatten, verschloss die Schwester diese wieder sorgfältig.

»So, da sind wir. Frau Fröhlich ist in Zimmer zwölf. Folgen Sie mir bitte.«

Sie ging erneut voraus. Alle Zimmertüren standen offen, und Johanna konnte im Vorbeigehen einen kurzen Blick nach links und rechts werfen. Was sie sah, schockierte sie. Offensichtlich waren auf dieser Station nur psychisch kranke Menschen untergebracht.

Im Laufe ihrer Lehrerinnenausbildung hatte sie zwar davon gehört, dass Menschen an Geist und Seele so schwer erkranken konnten, dass sie nicht mehr im häuslichen Umfeld zurechtkamen. Aber sie hatte solche Menschen noch nie gesehen.

Ihr blieb kaum Zeit, ihre Gedanken zu sortieren, denn sie standen direkt vor Zimmer zwölf.

Die Schwester trat zur Seite.

»Sie können hinein, Frau Feldle«, sagte sie. »Aber sprechen Sie bitte leise mit Frau Fröhlich. Sie reagiert panisch, wenn es laut zugeht.« Damit drehte sie sich um und ließ Johanna stehen.

Einen Augenblick verharrte sie im Türrahmen und nahm das Bild in sich auf. Die Einrichtung war karg: Es gab nur ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle. Kein Bild, kein Kreuz zierte die weiß gestrichenen Wände.

Klara saß vornübergebeugt mit auf der Tischplatte gefalteten Händen. Sie trug die gleiche hellgraue Kleidung, die Johanna auch bei den anderen Patienten gesehen hatte. Das Hemd und die Hose waren schrecklich weit, Klara musste sehr viel Gewicht verloren haben. Ihre früher immer rosigen, etwas fleischigen Hände, die so kraftvoll auf dem Hof und im Haushalt zupacken konnten, wirkten nun blass und knochig. Klaras Haar, auf das sie immer so stolz gewesen war, fiel grau, dünn und strähnig auf ihre Schultern. Man hatte es ihr abgeschnitten; nichts erinnerte mehr an die langen braunen Zöpfe, die sie sich immer kunstvoll hochgesteckt hatte.

Als Johanna an den Tisch herantrat, hob Klara den Kopf. Ihr Blick war leer. In ihren Augen war kein Funke des Erkennens zu sehen. Johanna erschrak. Was war nur mit ihrer Freundin geschehen? Sie schluckte die aufkommenden Tränen hinunter und hätte Klara gern in die Arme genommen, aber sie spürte, dass dies nicht möglich sein würde. Stattdessen zog sie den zweiten Stuhl zu sich heran und setzte sich. Klara beobachtete sie regungslos.

Johanna räusperte sich ein paar Mal, bevor sie sprechen konnte. »Ich freue mich so, dich zu sehen, Klara. Du kennst mich doch?« Nach einer kurzen Pause wiederholte sie: »Ich bin's, die Johanna.« Als erneut keine Antwort kam, fügte sie hinzu: »Die Johanna aus Wieshofen.«

Klara antwortete nicht, schaute Johanna aber offen ins Gesicht.

Johanna bemerkte eine Bewegung an der Tür und drehte sich um. Dort stand eine Schwester, deren Körperhaltung und Auftreten eine gewisse Autorität ausstrahlte. Mit ausgestreckter Hand kam sie auf Johanna zu und stellte sich mit überraschend hoher Stimme vor. »Ich bin Schwester Juliane, die Stationsleitung. Wir freuen uns, dass Frau Fröhlich Besuch bekommt. Das passiert leider selten.«

Johanna wusste darauf keine Antwort. Diese Schwester schüchtelte sie mehr ein, als ihr lieb war.

»Klara Fröhlich ist unser Sorgenkind, und Sie haben Glück, in ein paar Tagen wird sie abgeholt.«

»Ja, ich wäre gern schon viel früher gekommen, aber der Hof und die Kinder, wir hatten so viel Arbeit den ganzen Sommer lang.«

»Sind Sie eine Verwandte?«

»Nein, wir sind Freundinnen.«

Statt Interesse zu zeigen, schien die Schwester zu überlegen, ob und wie sie das Gespräch fortführen sollte.

Johanna ergriff die Chance und fragte: »Was ist denn mit Klara? Sie war doch so lange hier im Krankenhaus. Hat man ihr denn nicht helfen können?«

Schwester Juliane schüttelte energisch den Kopf. »Nein, Frau Feldle, das konnten wir leider nicht. Sie kam schwer traumatisiert zu uns, hat nicht mehr gesprochen, nichts gegessen und getrunken. Das Problem mit der Nahrungsaufnahme konnten wir zumindest lösen. Wir schaffen es aber nicht, weiter zu ihr vorzudringen. Sie hat sich komplett von der Außenwelt abgekoppelt.«

Mit einem Ausdruck des Bedauerns schaute sie auf Klara herunter und zuckte ratlos die Schultern. »Glauben Sie mir, unser Ziel ist es, die Patienten wieder gesundzumachen, aber wir schaffen es halt nicht immer.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte Johanna mit leiser Stimme. Sie fand es befremdlich, in Klaras Beisein über sie zu sprechen.

Schwester Juliane hatte diese Bedenken offensichtlich nicht.

»Es geht so weiter, dass Frau Fröhlich übermorgen in eine Spezialklinik verlegt wird, die sich ausschließlich um psychisch Kranke kümmert. Dort kann man ihr besser helfen als hier. Wir bekommen eigentlich nur die leichteren Fälle.«

Johannas Herz begann noch schwerer zu klopfen als bisher.

»In eine Spezialklinik? Wohin denn? Wer hat das veranlasst?«

Die Schwester atmete tief durch und ließ Johanna ihre Ungeduld spüren, indem sie immer schneller sprach.

»Frau Feldle, glauben Sie mir, das ist das Beste für die Patientin. Es gibt Verwandte, wohl einen Schwager, der das veranlasst hat. Wir können Frau Fröhlich nicht ewig hier behalten. Wir haben weder die Zeit noch das Wissen, uns richtig um Patienten dieser Art zu kümmern. In der Klinik in Immenstadt kann sie bleiben. Wenn es sein muss, ihr Leben lang.«

Ihr Leben lang! Das klang schrecklich und unbegreiflich. Immenstadt war zu weit weg, Johanna würde Klara dort kaum besuchen können. Unwillkürlich fasste sie sich ans Herz, um sich zu beruhigen.

»Sie können noch eine Weile bei Frau Fröhlich bleiben. Schauen Sie mal, dass sie vielleicht etwas Wasser trinkt, da hat sie heute noch ein bisschen nachzuholen.«

Mit diesen Worten drehte sich Schwester Juliane um und verließ das Zimmer. Johanna hätte sich gern noch etwas länger mit ihr unterhalten. Jetzt fürchtete sie sich davor, mit Klara allein zu sein.

Ihr Leben lang! Diese Worte hallten in ihrem Kopf.

Sie wusste nicht, wie lange sie in sich versunken dagesessen hatte, als sie bemerkte, dass Klara ihr weiterhin gerade ins Gesicht starrte. Aber Klaras Blick blieb leer, nichts deutete auf ein Erkennen hin. Johannas Hände zitterten, als sie Wasser aus einem auf dem Tisch stehenden Krug in ein Glas füllte.

»Klara, schau mal, frisches Wasser«, sie schob ihr das Glas vor die gefalteten Hände. »Du sollst trinken, hat die Schwester gesagt.«

Als Klara nicht reagierte, versuchte sie noch einige Male, ihre Freundin mit Worten zum Trinken zu bewegen. Ohne Erfolg. Sie konnte nicht erkennen, ob Klara den Sinn der Worte verstanden hatte. Auch als sie Klaras Hände umfasste, um ihr das Glas in die rechte Hand zu geben, ließ diese das reglos mit sich geschehen.

Johanna hätte am liebsten geschrien! Wie konnte Klara nur so abwesend sein? Wie konnte es geschehen, dass sie wie eine leblose Hülle wirkte?

Im Stillen schickte sie ein Stoßgebet zum Himmel: *Vater, hilf ihr, Vater, hilf ihr*. Dann beugte sie sich vor, legte den rechten Arm um die Schulter ihrer Freundin und strich mit der linken Hand über ihr Gesicht. Klara ließ die Berührung ohne Regung zu.

Johanna liefen die Tränen nun ohne Unterlass über die Wangen. Sie erinnerte sich an die Ermahnung der Oberschwester und hob das Glas an Klaras Lippen. Langsam trank sie ein paar Schlucke, dann drehte sie das Gesicht so abrupt zur Seite, dass etwas Wasser über das Kinn lief und auf ihre Hände tropfte.

Erschrocken stellte Johanna das Glas beiseite und nahm ein frisches Taschentuch aus der Rocktasche und wischte alles trocken.

Dann setzte sie sich ihrer Freundin erneut gegenüber und nahm deren Hände.

Eine Weile saß sie still da und wusste nicht, was sie tun sollte. Dann sagte sie sich, dass Klara schon irgendetwas verstehen würde, und wenn nicht, dann hörte sie zumindest ihre Stimme. Vielleicht flackerte ja doch ein Fünkchen des Erkennens auf.

Mit leiser Stimme begann sie zu erzählen, von ihrer Familie, von Erika und den wunderbaren Salben, vom Garten und der Ernte. Die Kuh hatte gekalbt und die Hündin Lilli hatte ein lahmes Bein. Von Susannes und Martins Zwillingen erzählte sie, von Josefines Sorgen, immer noch nicht schwanger geworden zu sein, vom neuen Reichskanzler und dem Volksempfänger im Gasthaus Rössle.

Sie war so konzentriert, dass sie Schwester Juliane erst bemerkte, als diese das Zimmer betrat. Offensichtlich hatte sie schon eine Weile an der Tür gestanden.

»Das hat Frau Fröhlich sicher gutgetan, dass Sie ihr so viel erzählt haben«, sagte sie mit einem Lächeln. »Aber es wird Zeit für die Mittagsruhe. Sie müssen sich verabschieden.«

Johanna drückte die Hände ihrer Freundin etwas fester und stand auf.

»Klara, ich wünsche dir alles Gute. Vielleicht wird es in Immenstadt ja etwas besser gehen. Dort ist es schön, die Berge sind nah, und du wirst dich sicher erholen. Ich werde dir schreiben, die Schwestern können dir die Briefe vorlesen.«

Es fiel ihr schwer, sich von Klara zu lösen. Doch als Schwester Juliane sich zum dritten Mal räusperte, drehte Johanna sich um und ging langsam Richtung Tür. Im Türrahmen schaute sie noch einmal zurück für ein letztes Lebewohl. Klara war schon wieder in sich zusammengesunken, den Blick starr auf den Tisch gerichtet.

Johanna ließ sich die Adresse der Immenstädter Klinik aufschreiben und verließ mit schweren Schritten das Krankenhaus.

Auf der Rückfahrt nach Kreuztal betete sie still und ohne Unterlass für das Schicksal ihrer Freundin.